

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 43

Artikel: Die Geschichte des Heinrich Lentz [Fortsetzung]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646841>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 43
XVI. Jahrgang
1926

Bern
23. Oktober
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Der Schnitter.

Von Erik Hoffmann.

Du siehst ihn nicht, noch hörst du seinen Fuß,
Der leise sich durch Wald und Kluren tastet,
Mit dunkler Schwermut deine Stirn belastet,
Weil alle Schönheit leidend sterben muß.

Aus wilder Rebe schluchzt ein roter Schrei,
Wie Totenfeuer lodern grell die Wälder,
Ein Schnitter reitet mordend durch die Felder.
Sein Rappe wiehert: Alles geht vorbei!

Des Sommers Pracht zerfällt in schnöden Tand.
Das Blut entstickert aus der letzten Traube.
Ergriffen weint der Wind im dürren Laube.
Auch du verblutest unter seiner Hand.

Die Geschichte des Heinrich Lenz.

Von Alfred Suggenberger.

18

Während der nächsten Tage und Wochen schritt er wie ein Schatten umher. Bald schaffte er vom Morgen bis zum Abend wie ein Pferd, bald saß er ganze Halbtage im Wirtshause, um sich „Verstand anzutrinken“, wie er der keifenden Schwester auf ihre Vorwürfe zum Bescheid gab.

Es war am Sonntag vor Weihnachten, als er in ziemlich vorgerückter Abendstunde an der Stubentüre der Leiningerin anklopfte.

Sabine grüßte ihn verlegen. „Ich habe mich dann also besonnen“, sagte er kurz und ohne jede Einleitung. „In einem halben Jahre komme ich.“

Sie wechselte die Farbe und mußte sich mit beiden Händen an einer Stuhllehne festhalten.

„Paßt es dir etwa nicht?“ fragte er nach einer Weile in die tote Stille hinein.

„Frag' noch!...“ gab sie, ohne sich zu regen, tonlos zurück. —

Augenblicklich trat er dicht vor sie hin. „Dann ist es mir auch recht — weißt du's jetzt? Recht ist mir's! Wegen so einer...“

Sie schnitt ihm mit einer scharfen Handbewegung die Rede ab. „Sag' kein Wort mehr! Du hast es so gewollt!“ Da wandte er sich langsam um und ging ohne Gruß fort.

Heinrich Lenz war an diesem Abend besonders vergnügt; er zahlte den jungen Burschen im „Röhl“ einige Flaschen und half ihnen das Kasparshuberlied singen. Als er in vorgerückter Stunde nicht ganz sicheren Ganges über

den Röhlplatz nach seinem Häuschen hinüberschritt, stand er einmal still und sagte ganz laut zu sich selber: „Sie hat recht gehabt, es gehört dir alles den Grund! Aber einen Bogen mach' ich doch um sie herum, wenn sie auf der Straße zu mir kommt.“

Tags darauf stand schon früh gegen Mittag Annetts hochgetürmtes Brautfuder vor dem Hause. Während der Fuhrmann schon zum Abfahren drängte, da schweres Schneegewölk am Himmel hing, und man nach dem Windstall hinauf einen weiten Umweg zu machen hatte, trug Annette in fieberhafter Erregtheit noch fortwährend in Zeinen und Körben ganze Bündel von Leinwand, Strümpfen und Kleiderzeug heraus; Heinrich mußte sich nur immer wundern, wo sie alles hernahm. Es schien ihm unmöglich, daß für ihn außer den kahlen Wänden noch etwas übrig bleiben könnte. Als man endlich doch so weit war, daß man ans Abfahren denken durfte, zog er seine Schuhe aus und stellte sie auf ein leer gebliebenes Plättchen neben den blankpolierten kirschbaumenen Doppelkasten hin, worauf er sich in den Soden ins Haus hinein machte.

Achtzehntes Kapitel.

Wie ein Junggeselle auf die schiefe Ebene kommt.

Ob er nicht beim Kindli'schreiber Einsprache erheben wollte, wurde Heinrich Lenz hin und wieder von einem Dorfgenossen gefragt, als die Namen des Steinli'schgang und der Leiningerin gleich nach Ablauf der gesetzlichen Wartezeit nebeneinander auf dem schwarzen Brett am Gemeinde-

haus angeschlagen waren. Er hatte sich nach und nach an allerlei Neckereien gewöhnt und gab in der Regel knappsitzenden, für das versprochene Paar wenig schmeichelhaften Bescheid. Sein heimlicher Aerger bekam ein kleines Gegengewicht in der Genugtuung darüber, daß man am Lenzenberg schon jetzt leis und laut davon sagen hörte, die Leiningerin hätte sich, nun sie den Steinli näher kenne, gern noch einmal gründlich besonnen, wenn es nicht zum Besinnen zu spät gewesen wäre. Die Redensart, der Steinli sei an den Händen kitzlig und fürchte die Arbeit so wenig, daß er neben sie hinliegen könne, war nicht ganz aus der Luft gegriffen. Auch sein Zuname „der Schön“ brauchte keineswegs als Ehrentitel aufgefaßt zu werden; es hieß, sein eigener Bruder hätte sich vor Jahren von seiner jungen Frau scheiden lassen, wenn der „Schön“ damals nicht für eine Zeitlang aus dem Dorf verduftet wäre.

„Gib acht, die bekommt jetzt den Lohn für ihre Naschhaftigkeit“, pflegte der Rößlwirt Koller seinem Nachbar mit tröstlicher Sicherheit vorauszusagen.

Heinrichs ganze Sorge drehte sich darum, ob dieser Lohn auch dem Verdienst angemessen ausfallen werde. Daß sie ausgerechnet mit dem Steinli angebändelt, dem er wie seinem Alten mit dem Gefühl unverföhlicher Feindschaft gegenüberstand, schien ihm noch das wenigste. Aber er glaubte jetzt ganz bestimmt, daß der Rößlwirt mit seiner Behauptung im Rechte sei und daß Sabine die Ausrede betreffend den Verlust des Gütchens erst nachträglich und mit dem Vorsatz erdacht habe, ihn abzuschaukeln, weil inzwischen der „Schön“ im Dorfe aufgetaucht war.

Zuerst hatte sich Heinrich gegen diese Auslegung aufgelehnt, aber der Koller wußte sie triftig zu begründen. „Der Schang weiß halt mit dem Weibervolk umzugehen“, sagte er. „Wenn der einer dreimal in die Augen sieht, so meint sie schon, sie habe das Glück von Liebenzell gepachtet. Und wenn er sie am Aermchen hat, dann kann man die guten Vorsätze bald hinter ihr auf der Straße zusammenlesen. So ist's der Leiningerin auch gegangen. Und sie hat vielleicht nicht einmal den zehnten Teil von dem gewußt, was man dem „Schön“ so im stillen nachredet.“

Wenn sich Heinrich zuerst innerlich doch noch leise dagegen sträubte, an Sabinens vorsätzliche Unredlichkeit zu glauben, so änderte sich das plötzlich, als er am Sonntag vor der Hochzeit auf der Rückkehr von einem Kirchgang zufällig hinter ihr und Steinli zu gehen kam und erleben mußte, wie sie unter seinen Blicken, förmlich ihm zum Troste, mit dem Hochzeiter liebäugelte und zutunlich tat. Neben dem ohnmächtigen Groll auf den glücklichen Nebenbuhler kochte in seinem Herzen ein heißer Zorn gegen die Umständliche auf, und er rief ihr unverfroren nach, wenn sie sich auf dem offenen Kirchweg nicht besitzen könne, halt weil sie die Woche über zu wenig Zeit zum Kasperlismachen finde, so wolle er gern nach der andern Seite sehen. Der „Schön“ brauste auch auf; es hätte wenig gefehlt, daß die beiden im Angesicht der nachfolgenden Kirchgänger miteinander handgemein geworden wären.

Heinrich glaubte mit der Zeit wirklich selber aufs Wort, was ihm der Koller bei jeder Gelegenheit vorstellte, nämlich, daß alles gut gegangen und er von Glück sagen könne, wenn dieser Person losgekommen zu sein. Ohne viel innere Nötigung faßte er jetzt den Beschluß, „sich nach irgendwem

umzusehen“, wie man am Lenzenberg gemeinhin sagt. „Schon ihr zum Trost tu' ich's, und wenn's mir über den Willen geht“, redete er sich selber ermutigend zu. „Sie soll nicht glauben, daß man sich wegen so einer fahrenden Habe hinterzinnen oder nicht mehr auf die Beine zu stehen komme.“ Wenn es auch sein Ungenümes hatte, keinem Menschen im Hause Bescheid und Rechenschaft geben zu müssen, so paßte ihm dafür das Kochen und Waschen nicht in den Kram, obgleich er zur Not damit fertig wurde.

Zuerst klopfte er bei der Tochter des Wegknechtes Schälcher an. Nicht daß ihn etwas zu der Hanna hingezogen hätte, er war bis jetzt herzlich gleichgültig an ihr vorbeigegangen und hatte ihr mit Mühe nach Brauch und Herkommen die Tageszeit gewünscht. Auch war der Schälcher seinerzeit schuld daran gewesen, daß dem Vater die Wegknechtstelle verlorengegangen war. Aber man ließ sich wohl in allen Sachen am besten vom kühlen Verstand beraten und kam mit dem Vergessen weiter als mit dem Drandenken. Und doch empfand er innerlich ein kleines Wohlbehagen, wenn er sich vergegenwärtigte, wie Hanna und Sabine Bucher sich schon zur Schulzeit immer spinnefeind gewesen, und wie es fast jede zweite Woche zwischen ihnen zu Tätlichkeiten gekommen war.

Die Hanna hat sich erst acht Tage Bedenkzeit aus. Als er am folgenden Sonntag wieder kam, verlangte sie weitere acht Tage, und so ging es fort, bis er bei seinem vierten Besuch bestimmt erklärte, nicht länger zwischen ja und nein hangen zu wollen.

Nun legte sich das Lächeln der Befriedigung auf das breite Gesicht der Umworbenen. „Unser Haus hat schon seit vielen Jahren eine Tür gehabt“, sagte sie boshaft und unverblümt. „Ich habe mir längst gedacht, daß ich dann einmal den Gutgenug machen könnte, halt wenn man an einem andern Ort zwischen Tisch und Bank gefallen ist. Ich will's aber jetzt auch machen wie du und erst später einmal ja sagen, halt wenn's mir keinen andern trifft.“

Nach diesem entschloß sich Heinrich auf dringliches Betreiben des Rößlwirtes hin zu einer Brautfahrt nach dem untern Zehnthofe. Die Zehnthof-Mäde trug zwar den Ueberramen „der Statthalter“ weil sie seit Jahr und Tag auf dem Hofe das unumschränkte Regiment führte, so zwar, daß ihr Alter und ihre zwei Brüder jeden Morgen bescheidenlich den Tagesbefehl aus ihrem Munde entgegennehmen mußten. Aber es stand da ein wenig bares Geld in Aussicht, und der Koller war der Meinung, daß Heinrich doch vor allem darauf denken müsse, sein Soll und Haben wieder in den Senkel zu stellen, nachdem er sich vom Schwager zu stark habe schröpfen lassen.

Heinrich brauchte sein Anliegen in der Zehnthofstube nicht erst vorzubringen, für die Mäde verstand sich alles ohne weiteres von selber. Sie habe die beste Hoffnung, ihn noch „herzubringen“, gestand sie ihm mit herablassendem Wohlwollen. Es werde sich dann schon irgendwo in einer Fabrik ein Pöcklein für ihn finden, denn auf dem Gütchen wäre er ihr natürlich nur im Weg, das schaffe sie allein.

Heinrich wagte kaum einmal, seine Augen aufzuschlagen. Wenn er ihr Regiergesicht ansah, so war es ihm auf Augenblicke zu Mut, als hätte er seinen Willen bereits wie eine Fadenspule in ihre Hand gelegt. Er holte mehrmals tief



W. E. Lehmann: Herbstweide.

Atem, als die eichene Haustüre sich hinter ihm geschlossen hatte. Die Mäde stand am offenen Fensterflügel und winkte ihm mit der wippenden Hand, wie das kleine Kinder etwa machen. Da gab er ihr gedrückten Tones zu verstehen, daß er sich halt noch besinnen müsse. — Unumwunden gestand er dem Koller andern Tages, sein Heiratsfieber sei bereits eingefroren. So wenig sei ihm nach seinen ungenügenden Erfahrungen noch an dieser Sache gelegen, daß er über einem Teller voll Kartoffelrösti sämtliche Weibsbilder der Welt vergessen könnte. Wenn er allein bleibe, so mache ihn wenigstens in seinem eigenen Hause niemand wild. Bei sich selber suchte er sich die Sache auf besondere Weise auszulegen: weil er halt mit dem Gernhaben zu früh angefangen, so habe er folgerichtig auch vor der Zeit damit fertig werden müssen.

So blieb Heinrich Lenz nach wie vor sein eigener Koch und Kellner, wobei allerdings der Koch nicht selten neben dem Kellner zu kurz kam. Er zündete lieber die Pfeife an als das Herdfeuer, behalf sich wochenlang mit Moft, Brot und Käse, und gewöhnte sich so an ein unregelmäßiges Leben, in dem nach und nach auch das nahe Wirtshaus seine Rolle spielte.

Der Aerger fand freilich den Weg in seine vier Pfähle doch, wenn er auch sein eigener Herr und Meister darin blieb. Er brauchte nur einen Blick auf die unbezahlten Rechnungen hinterm Wetterglas zu tun, die ihm als Erinnerung an Annettes Aussteuer noch eine Zeitlang von allen Seiten ins Haus geschneit kamen, und späterhin die in lakonischer

Kürze abgefaßten Mahnbrieife des Entenmosers, nachdem er schon das erstmal mit dem Jahreszins im Rückstande geblieben und ihn erst auf Nichtmehr vollständig zu entrichten vermocht hatte.

Der Rößliwirt war als Gläubiger schlau genug, immer rechtzeitig zu seiner Sache zu kommen. Er brachte es mit der Zeit auch fertig, seinen Schuldner zu einem oft wiederkehrenden und ausdauernden Gast zu erziehen, indem er ihm fleißig auf alle diejenigen schimpfen half, die nach Heinrichs Dafürhalten an seinen wenig erquicklichen Verhältnissen die Schuld trugen. Und als der Koller scharfen Auges die Ueberzeugung gewann, es gehe mit Heinrich langsam aber sicher bergab, wußte er ihn in geeigneter Stunde zu überreden, daß er ihm gegen einen anständigen Preis seine kleine Viehhabe an Zahlungsstatt abtrat, wobei dem Schuldner noch ein kleiner Geldbetrag in den Händen verblieb.

„Was willst du dich mit den Bierbeimern abplagen“, riet der Ueberlegene treuherzig. „Du kannst deinem Verdienst viel besser nachgehen, wenn du an keine Futterzeit gebunden bist! Ein paar lumpige Säcke Kunstdünger, und du bringst immerhin einen Heustock heraus, der das Zinslein für den Entenmoser abwirft, vom zweiten Schnitt gar nicht zu reden. Dann lebst du wie ein Fürst und brauchst dir nicht mehr den halben Sonntag von den drei Frehmäulern abstellen zu lassen.“ Er zählte eine ganze Reihe von Bekannten auf, die sich auf diese Weise aus dem Unguten herausgebracht und die jetzt in alten Tagen mit Prämienrindern zur Schau fahren könnten.



H. Anker: Mittagsruhe.

Heinrich glaubte in seiner weinseligen Stimmung, wirklich nun den Schlüssel zum bessern Fortkommen gefunden zu haben. Aber als er am Morgen früh zusehen mußte, wie Kollers Knecht David seine Kuh und die zwei Rinder über die Straße nach dem Röhlistall hinübertrieb, war es ihm zumute, als ob er an dem Viehlein ein Verbrechen begangen und nun zur Strafe dafür den Boden unter den Füßen verloren hätte. Dennoch verhinderten ihn Trost und Eigensinn daran, den Handel rückgängig zu machen, was bei einigem guten Willen wohl noch zu erreichen gewesen wäre. Er saß den ganzen Tag im Wirtshaus, zahlte jedem, der hereinkam, eine Flasche Wein, und prahlte in launiger Weise, er habe es nun heraus, wie man Schulden in bares Geld verwandeln könne. Am späten Abend aber hatte er wohl eine Stunde lang bei geschlossener Tür auf dem Melkschemel in seinem leeren Stall, studierte und weinte zwischen hinein wie ein kleines Kind.

Von dieser Zeit an wagte es Heinrich kaum mehr, den muffigen Raum zu betreten, fast wie wenn etwas darin umginge. Wenn er nur von weitem die Stalltür ansah und das kleine schadhafte Fensterchen, gab es ihm jedesmal einen Stich. Wenn es der Vater wußte...! Oder die Mutter, an die er sich jetzt immer wieder erinnerte, wie sie manchmal, am liebsten an hellen Frühlingsabenden, beim Melken gesungen hatte:

„Man wünschet guete Zeiten,
Und Gott ist immer guet...“

An ernsthaften Vorsätzen ließ er es keineswegs fehlen, er war auf Augenblicke helllichtig genug, sich selber auf der schiefen Ebene treiben zu sehen, besonders seitdem er der lohnenden Arbeit im Staatswald infolge seiner Unzuverlässigkeit verlustig gegangen und nun ganz auf den unsicheren Taglohnverdienst angewiesen war. Aber seine ernsthaftesten Anläufe, sich durch vermehrten Fleiß und eiserne Sparsamkeit wieder etwas emporzubringen, brachen immer wieder an einer unerklärlichen Unlust und Willenlosigkeit zusammen.

„Du kannst nichts dafür, sie hat dir den Tolder*) abgebrochen“, entschuldigte ihn der Röhliwirt, wenn er wieder einmal zwei, drei Tage lang statt zu arbeiten im Wirtshaus gesessen hatte und zum Ende im Hinblick auf seinen leeren Beutel in wehleidige Selbstbespiegelungen verfiel. „Einem andern wäre es an deiner Stelle um kein Haar anders gegangen.“

Heinrich war seinerseits auch keinen Augenblick mehr darüber im Zweifel: Sabine war an allem schuld. Er hatte zwar die kleine Gemugtuung, daß es ihr selber womöglich noch übler ging als ihm, doch blieb das immerhin ein geringer Trost.

Es war am Lenzenberg kein Geheimnis, daß sie ihren voreiligen Schritt schon im ersten Jahr hundertfach bereute. Der „Schön“ konnte seine Natur nicht fressen, wie das so hieß. Es ging die Scherzrede, man habe seinetwegen um sämtliche jungen Frauen in der Gegend ein Gatter machen müssen. Wie ein Lediger ließ er sich nach wie vor auf jedem Tanzboden sehen, auch dann noch, als daheim längst ein Kind in der Wiege lag. Freilich ging ihm mit der Zeit jedes auch nur halbwegs anständige Mädchen sorgsam aus dem Wege; allein es fand sich immer etwa eine vor, die ihn nicht kannte oder die ihrem Ruf sowieso nicht viel schuldig war, und bei der er dann sein Geld und seine Manieren anbringen konnte. Wenn er hierauf gegen Morgen, zum Ueberfluß mit Wein beladen, heimkam und ihm die Frau Vorwürfe zu machen wagte, schlug er alles im Hause kurz und klein, und es kam nach und nach immer häufiger vor, daß sich Sabine mit dem Kind in nachtschlafender Zeit vor ihm zu einer Nachbarsfamilie flüchten mußte. Es ging auch bereits das Gerücht, sie studiere am Scheiden herum, in der Hoffnung, auf diese Weise wenigstens etwas von ihrem kleinen Vermögen retten zu können. Und der Wegknecht Schalcher machte einmal im „Röhli“ die stichelnde Bemerkung zu Heinrich, es könnte ihm nun am Ende mit der Seidenen doch noch gelingen.

„Die soll da bleiben, wo sie hingewollt hat, bei den Schafböden!“ gab er beleidigt zurück. „Wenn man mir die von Gemeindegewegen zuteilen wollte, so würde ich den Weibel mit dem Besenstiel aus dem Haus jagen!“ (Fortf. folgt.)

Für das Alter.

Die Stiftung „Für das Alter“, die sich bekanntlich in menschenfreundlicher Weise der vermögens- und erwerbslosen alten Leuten annimmt, macht schöne Fortschritte. Sie hat im letzten Jahre 9616 Greise und Greisinnen unterstützt mit einer Gesamtsumme von Fr. 973,000. Sie möchte im nächsten Jahre eine Million zusammenbringen, um damit 10,000 bedürftige Greise und Greisinnen eine Beihilfe gewähren zu können. Wie die Stiftungsleitung auf sinnige Weise ihren Schüligen den Lebensabend zu verschönern weiß, erfahren wir aus dem letzten Heft der Zeitschrift „Pro Senectute“. Wir drucken daraus die Schilderung einer Zürichseefahrt, die die Stiftung mit den alten Leuten ausführte, mit Erlaubnis des Verlages von „Pro Senectute“ ab.

Das Schiff der Alten.

Traumhaft gleitet ein Schiff durch die Fluten des Zürichsees. Wo es vorüberfährt, staunen die Leute ob der

*) Gipsel,